

: Melodie & Rhythmus

PVT

CHURCH WITH NO MAGIC Warp/RTD

Wie ärgerlich: Da hat man einen Bandnamen, der nicht nur gut klingt, sondern sogar beschreibt, was man tut, und das nicht, weil man sabbert, röchelt und rumschreit und deshalb Bloody Death Scream heißt. Nö, hier geht es um etwas Abstrakteres, Geometrisches: um baß-, percussion- und drumlastige Instrumentalmusik, die sich mit anmutig hartem Schwung im Kreis dreht, elliptisch synkopische Bahnen beschreibt, so daß einem beim Hören ganz schwindlig wird. Nennen wir den Sound der Band, den Sound ihres Debüts »O Soundtrack My Heart«, Mathprogelektrotronikpostrock. Hm. Vielleicht lieber Art-Noise?

Pivot hieß diese Band dreier experimentierfreudiger junger Männer aus Sydney. Pivot, was Dreh- und Angelpunkt bedeutet und: etwas kreiseln lassen. Pivot hieß sie, bis eine US-Band daherkam und zeterte: Ihr habt unsern Namen geklaut! So schenken Pivot den potentiellen Klägern die Vokale und heißen jetzt PVT.

Apropos Veränderung: Richard Pike, der zuvor noch schwieg, singt nun mit knabenhaft heller, getragener Stimme und klingt dabei wie ein melancholischer Meßdiener auf LSD. Doch, eine wirklich hübsche Stimme hat er – mitunter geschichtet, bis es viele Stimmen sind, oder mit viel Hall unterlegt, da denkt man dann an Panda Bear oder an Alan Vega, vor allem, wenn Pike einzelne »Heys« gen Himmel ruft.

Das Album heißt »Church With No Magic«. Das »No« führt allerdings in die Irre, denn das Sakrale ist Strukturprinzip und Wesensmerkmal fast sämtlicher Songs. Zwar brummen und pumpen auch dieses Mal allerhand Baßsounds aus Vintage-Synthesizern im Kreis, Percussion und Schlagzeug spielen (polyrhythmisch) Rappelpiste, es wird geloopt und ein bißchen Krach geschlagen, umgeschichtet und wieder aufgeräumt, stets zur Klangmitte hin: Progrock und Postrock waren immer schon Ordnungsfanatiker; PVT sind da keine Ausnahme.

Doch bleibt der Dreh- und Angelpunkt des neuen Albums eben das Sakrale: Moll-lastige

Synthiemelodien schrauben sich in höchste Engelshöhen, mystische Choräle zitieren Carl Orffs »Carmina Burana«, Pikes Gesang führt versponnen durch einen Gottesdienst des Erhabenen. Kohärenzprobleme hat dieses einfallsreiche, durch spannungsreiche Kontraste in der Schwebelage gehaltene und nur selten richtig kitschige Album also nicht. Die Frage ist eher, ob der Besuch einer Kirche durch Drogenkonsum interessant genug wird.

– Michael Saager –

Mutter

TRINKEN SINGEN SCHIESSEN

Die Eigene Gesellschaft

Daß Kunst schön sei, wenn sie wahr ist, ist ein Merksatz aus alter Zeit, der heute mehr denn je gilt, in einer Gesellschaft, in der das allen komplett schnuppe ist und in der als Kunst durchgeht, was Friedenspreisträger mit Schlapphut schreiben oder biedere Neobiedermeiermaler malen. Die Berliner Rockband Mutter, die einst den endgültigen Kommentar zur deutsch-deutschen Wiedervereinigungshysterie lieferte (»Du bist nicht mein Bruder«), macht, von einer größeren Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, seit 24 Jahren große Kunst: Ebenso rätselhaft wie eigensinnige Lieder über die Liebe, den Haß, die Zeit, das Leben und den Tod, die ihresgleichen im deutschsprachigen Raum nicht finden. Lieder, die daherkommen wie die Gegenteilse zum allgegenwärtigen Mitmachzwang (»Ich möchte alles sein / bloß nicht wie die anderen«).

Schlagartig dämmert, was einem an Bands wie Tomte, Tocotronic oder Kettcar so auf den Zeiger geht: Im Vergleich zu Mutter wirken sie allesamt wie eine Hochglanzreklame, die man irgendwo aufgestellt hat, damit der Blick des Vorbeilenden nicht auf die apokalyptische Landschaft dahinter fällt. Es fehlt ihnen das Angeschmutzte und Sperrige in der Musik, die Desillusionierung und der Pessimismus in den Texten, die spezifische Mischung aus gemütsverdunkelndem Realismus und einer Ästhetik des Zweifels und des Scheiterns, der man hierzulande traditionell mit Unverständnis begegnet.

Zu halb fertig klingendem, doomigem Rumpel- und Stolper-Rock dichtet Max Müller eine wohlthuend direkte und illusionslose Lyrik, die er leiernd absingt oder manisch rausschreit und die ebenso frei von Anbiederung ist wie von Verlogenheit und Bedeutungshuberei (»Denn diese Welt ist nicht gerecht zu dir / Und sie sagt nicht Dankeschön«).

Das Foto auf dem Albumcover, das die Band zeigt, ist ein Zitat: Max Müller und seine Mitmusiker posieren darauf wie die Rolling Stones auf der Hülle ihrer zweiten Platte (»Number Two«, 1965). »Die Alten hassen die Jungen / Bis die Jungen die Alten sind«, heißt es in einem Song auf der neuen Platte von Mutter. So wird der Mythos einer revoltierenden Jugend entzaubert: Dissidenz im Pop ist bloß die ständige Wiederkehr des immergleichen Blödsinns, vor

dem es kein Entrinnen gibt. Die Stones gibt es seit 48 Jahren, doppelt so lange wie Mutter, und sie machen heute Werbung für Volkswagen.

– Thomas Blum –

The Books

THE WAY OUT

Temporary Residence / Cargo

Fünf Jahre liegen zwischen dem letzten Album und der neuen Platte von The Books. Das hat zum einen damit zu tun, daß Nick Zammuto und Paul de Jong lange gebraucht haben, um ein Label für dieses sperrige Werk zu finden – was auch etwas über die ökonomische Lage der Indieszene aussagt. Andererseits ist die Wartezeit durch die aufwendige Recherche- und Bastelarbeit bedingt, die man der Platte anmerkt.

In der Vergangenheit bekamen The Books das Etikett Laptopfolk verpaßt. Abgesehen davon, daß das Duo viel für Folk aller Art übrig hat, greift der Begriff zu kurz. Diese Platte abwechslungsreich zu nennen, wäre eine Unterbreitung. Selbstgebaute Instrumente kommen hier zum Einsatz, kleinste Klangfragmente aus teils obskuren Quellen werden miteinander verlötet. Zammuto und de Jong haben dafür 4.000 Video- und Audiokassetten ausgewertet.

In »A Cold Freezin' Night« spielen etwa Tonaufnahmen eine Rolle, die mit einem Gerät namens Talkboy entstanden: ein 1993 hergestellter Audiorekorder für Kinder, mit dem sich die Geschwindigkeit der eigenen Stimme vorstellen ließ. Der Talkboy hat seinen Ursprung in dem Film »Home Alone 2« (»Kevin allein in New York«). Nachdem Tausende Kinder gefragt hatten, ob es das Ding auch in Wirklichkeit gibt, wurde es industriell angefertigt. Solche verwinkelte Entstehungsgeschichten beschreiben The Books in ihrem Blog (<http://thebooksmusic.tumblr.com>) – es sind Texte, die eher dazu inspirieren, weiter zu forschen, als daß man damit zufrieden wäre, das Rätsel einer seltsamen Soundquelle ergründet zu haben.

Das Rohmaterial stammt oft von Privatleuten, aufgelesen in Ramschläden und Filialen der Heilsarmee. So hört man hier Alltagskulturversatzstücke, die in Vergessenheit zu geraten drohen, weil sie auf Datenträgern gespeichert sind, deren Zeit abgelaufen ist. Stellvertretend für die Reichhaltigkeit der Bezüge sei der Song »Beautiful People« genannt. Im Text geht es um die zwölfte Wurzel aus zwei – ein musikwissenschaftliches Thema –, und die Melodie des vordergründig wie eine religiöse Hymne klingenden Stücks stammt von einem Chor grönländischer Inuit.

Insgesamt wirkt die erste Hälfte des Albums hektisch – mit mal polyrhythmischen, mal parodistisch stumpfen Grooves. Der zweite Abschnitt hat dagegen eine eher beruhigende Wirkung; das letzte Stück zitiert eine Anleitung für autogenes Training. Ein allzu akademisches Werk zweier Klangarchäologen? Weit gefehlt. Der spürbare Enthusiasmus der Musiker und die eine oder andere sympathische Albernheit lassen solche Gedanken nie aufkommen.

– René Martens –